

Alex Thomas
ENGELSPAKT

Buch

Sie verfügt über eine Gabe, die die meisten Menschen in den Wahnsinn treiben würde. Doch auf ihrem Weg durch die Hölle ist genau diese Gabe ihre Macht.

Schwester Catherine Bell wird mitten in der Nacht aus dem Bett geklingelt. Kardinal Cibian, mit dem sie ein Jahr zuvor eine Mordserie aufgeklärt hat, bricht schwer verletzt auf ihrer Türschwelle zusammen. Da Catherine spürt, dass Cibian bis zum Eintreffen des Krankenwagens nicht überleben wird, nutzt sie ihre Gabe und überträgt ihm einen Teil ihrer Lebensenergie. Dabei kommt es zu einer kurzen, geistigen Verbindung, in der sie sieht, wie jemand auf Cibian schießt. Der Mann ist der Religionswissenschaftler Alan Scrimgeour, der bald darauf tot aufgefunden wird – bei ihm das Porträt eines Jungen mit einem Zitat: *Wenn du Frieden willst, rüste zum Krieg!*

Autor

Alex Thomas ist das Pseudonym eines im Westen Londons lebenden Autorenehepaars. Sie arbeitet seit über zwei Jahrzehnten im Buch- und Medienbetrieb. Er forscht und lehrt als Professor an einer Londoner Universität. Beide entdeckten ihre gemeinsame Liebe für Geschichte, Wissenschaft und das Schreiben.

Von Alex Thomas bereits erschienen:

Lux Domini (978-3-7645-0369-7)

Alex Thomas

ENGELSPAKT

Thriller

blanvalet



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

2. Auflage

Originalausgabe August 2012 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH, München.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012
by Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: bürosüd°, München

Umschlagmotiv: plainpicture/hasengold; Getty Images/
Universal Images Group/Photoservice Electa

Redaktion: Angela Troni

ED · Herstellung: sam

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-37989-7

www.blanvalet.de

Für JMS

*Zu der Zeit und auch später noch,
als die Gottessöhne zu den Töchtern
der Menschen eingingen
und sie ihnen Kinder gebaren,
wurden daraus die Riesen auf Erden.*

MOSE 6,4 : 6,4

Prolog

Sie rang nach Luft, atmete Blut. Der ganze Krankenwagen schien in Blut zu schwimmen. In Panik glitt ihr Blick über die medizinischen Apparaturen und die getönten Scheiben. Himmelherrgott, wieso bekam sie keine Luft? Wieso konnte sie sich nicht bewegen?

Das Baby!

Sie würde das Baby verlieren! Bitte nicht noch einmal!

Wie in Zeitlupe rotierten Lichter über ihr. Aus weiter Ferne hörte sie eine Sirene.

Der Unfall, der Lastwagen mit dem Anhänger ...

Wie war es zu dieser irrwitzigen Kollision gekommen? Die Straße war völlig menschenleer gewesen. Keine Menschenseele, kein Auto, erst recht kein Lastwagen weit und breit.

Wie aus dem Nichts waren plötzlich die Scheinwerfer des schlingernden Monsters mit Anhänger vor ihr aufgetaucht. Sie bremste sofort, doch ihr Mini Cooper reagierte nicht, schoss weiter auf diesen riesigen Koloss aus Stahl und Blech zu. Sekundenschnell – und trotzdem wie in Zeitlupe.

Ihre Schläfen hämmerten. In ihren Ohren rauschte das Blut. Blut ... Gleich würde sie nichts weiter als das sein, ein von Metall zerquetschter, lebloser Haufen Fleisch und Blut.

Unerwartet vernahm sie eine innere Stimme. Sie hatte diese Stimme noch nie zuvor gehört. Ein völlig irrsinniger Befehl! Dennoch zögerte sie nicht, riss das Steuer herum und streifte mit dem Heck die gewaltige Zug-

maschine. Blech kreischte, Funken sprühten. Sie wollte schreien, doch kein Ton kam über ihre Lippen. Das riesige Gefährt schleuderte den Mini Cooper in einem solch hohen Bogen von der Straße auf den nahe gelegenen Acker, dass der Wagen sich etliche Male überschlug, wie ein Würfel auf einem Spieltisch.

Von diesem Moment an war die Erinnerung abgerissen, bis sie im Krankenwagen erwacht war. Da war auch der Schrecken wieder zurückgekehrt.

Ihr Körper krümmte sich zusammen. Sie wurde auf der Liege festgeschnallt. Sie hatte nach der künstlichen Befruchtung schon ein Kind verloren, ein Mädchen, und nun betete sie inständig, dass sie nicht auch noch den Jungen verlor. Alan und sie hatten sogar schon einen Namen gewählt: David.

Der Rettungswagen schoss durch die Einfahrt der Klinik und hielt mit einem scharfen Bremsmanöver. Die Hecktüren wurden aufgerissen, und jemand schob ihre Liege rasend schnell durch einen grauen Flur. Die Deckenlichter zogen wie Geistererscheinungen an ihr vorbei. Irgendjemand sagte etwas von einem abrupten Abfall der Herzfrequenz des Babys. Dann tauchte ein Mann mit einer Maske vor Mund und Nase über ihr auf.

»Sarah? Sarah!«

Sie war sich nicht sicher, ob sie die Stimme wirklich hörte oder ob sie sie nur hören wollte. Eine Nadel tauchte in ihrem Blickfeld auf, kurz darauf spürte sie einen Einstich ein Stück unterhalb der Armbeuge. Ein Zugang wurde gelegt, über den man ihr bestimmte Stoffe injizieren würde. Mehrere Apparate wurden herangerollt. Auf einem Bildschirm leuchteten plötzlich grüne Linien und Zahlen auf.

Schwach fragte sie: »Was ist mit meinem Kind? Werde ich mein Kind behalten?«

»Alles wird gut«, sagte der Mann mit der Maske und nahm behutsam ihre Hand.

Doch irgendetwas tief in ihrem Inneren – ihr ungeborenes Kind? – misstraute der Sanfttheit der Männerstimme und wich davor zurück. Der Eindruck war so intensiv, dass sie etwas erwidern, ja sich wehren wollte, aber sie konnte nicht. Trotz all der zielstrebigem Bewegung um sie herum, schien die Welt auf einmal stillzustehen, als wolle sie aufhören zu existieren. Dunkelheit breitete sich aus, wie schwarzer, zäher Teer, vernichtete den letzten Funken Licht in ihr.

Trotzdem spürte sie noch immer das Misstrauen des Jungen.

Er warnte sie!

Zwölf Jahre später

Londons Straßen glänzten wie Spiegel. Es nieselte schon den ganzen Tag, ein feiner, dichter Regen, der wie ein Nebelschleier in der Luft hing. Doch das Wetter interessierte Professor Alan Scrimgeour nicht. Kaum dass er den Anruf erhalten hatte, war er mit der U-Bahn vom Britischen Museum zur St. Paul's gefahren und eilte nun in fiebriger Erwartung die breite Freitreppe der Kathedrale hinauf.

Als er den gewaltigen und wunderschönen Innenraum der Kathedrale betrat, ließ er diesen für einen Augenblick auf sich wirken. Er war Katholik, allerdings hatte das seiner Bewunderung für die anglikanischen Kirchen oder andere Gotteshäuser nie einen Abbruch getan. Durch das Mittelschiff, vorbei an mächtigen Bögen und Säulen, ging er auf den Raum unter der Hauptkuppel zu. Die St.-Paul's-Kirche war häufig Schauplatz von Staatsfeierlichkeiten. Hier war Winston Churchill beigesetzt worden, an diesem Ort hatten sich Prinz Charles und Lady Diana Spencer das Jawort gegeben, und ebenso hatte hier die Trauerfeier zum Tod von Queen Mum stattgefunden.

Ein junges Paar lag im Kuppelraum rücklings auf dem Boden und blickte zur Kuppel hinauf. Scrimgeour wurde schwer ums Herz, denn die beiden erinnerten ihn an seine verstorbene Frau und ihn selbst vor vielen Jahren. Mehrmals hatten Sarah und er die Innengestal-

tung der zweitgrößten Kuppel der Welt auf diese Weise in Ruhe bewundert. Einzig die Kuppel vom Petersdom in Rom war größer, allerdings war es dort nicht erlaubt, sich auf den Boden zu legen. Er tastete nach dem Ehering seiner Frau, den er seit ihrem Tod stets bei sich trug, doch er widerstand der Versuchung, es dem jungen Paar gleichzutun. Widerstrebend löste er sich von der Erinnerung und sah sich nach seinem Informanten um.

Vom nördlichen Querschiff kam ein Mann in einer braunen Jeans und einem Ledermantel auf ihn zu. Die Augen hinter der Nickelbrille machten einen ermutigenden Eindruck.

»Professor Scrimgeour«, sprach der Mann ihn an und reichte ihm die Hand. »Kublicki. Wir haben miteinander telefoniert. Ich habe alle Unterlagen dabei. Ein ungewöhnlicher Treffpunkt für einen Austausch.«

»Das stimmt.« Er nickte. »Bitte kommen Sie, Mister Kublicki. Ein Freund von mir hat dafür gesorgt, dass wir in der Krypta alles ungestört abwickeln können.«

Scrimgeour führte den Mann zum Chor, von dem aus es hinab in die weitverzweigte Krypta ging, die mit ihren Grab- und Gedenkstätten den gesamten Untergrund der Kirche einnahm. Maler wie John Constable und William Turner waren darunter, außerdem der Archäologe, Schriftsteller und Geheimagent E. T. Lawrence, bekannter als Lawrence von Arabien.

»Haben Sie die Unterlagen eingesehen?«, fragte Scrimgeour vorsichtig.

Kublicki bedachte ihn mit einem nachsichtigen Blick. »Ich bin der Bote und damit das unterste Glied in der Hierarchie. Würde ich auch nur eine der mir anvertrauten Botschaften lesen, wäre mein Leben augenblicklich verwirkt.«

Scrimgeour nickte erleichtert, öffnete die Tür zu einer unterirdischen Abstellkammer und schaltete das Licht ein. »Dann lassen Sie mal sehen, Mister Kublicki.«

Sie steuerten auf einen Tisch mit zwei Stühlen zu. An den Wänden standen Regale und Schränke mit allen möglichen Utensilien darin. Scrimgeour stellte einen nagelneuen Mini-Laptop auf dem Tisch ab, dann überreichte Kublicki ihm einen versiegelten Umschlag. Der Professor brach das Siegel, entnahm dem Umschlag einen Datenträger und fütterte den Rechner damit. Kublicki ließ ihm Zeit und nahm auf einem der beiden Stühle Platz. Wie es schien, hatte der Kurier tatsächlich nicht das geringste Interesse an den Geheimnissen, die er Tag für Tag, Jahr für Jahr durch ganz Europa transportierte.

Der Professor begann die Dateien zu lesen, und plötzlich wirkte der gewaltige Raum von St. Paul's über ihm ebenso weltlich und ohne jede Magie wie die weiß gekachelten Toiletten vor dem Londoner Tower. Fünfundzwanzigtausend Pfund hatte er für diese Dateien bezahlt, und jetzt wusste er, dass die Informationen jedes Pfund wert waren. Das Blut kochte ihm in den Adern. Nun kannte er den Mörder seiner Frau.

»Wie es aussieht, sind Sie zufrieden, Herr Professor«, sagte Kublicki völlig neutral, obwohl ihm Scrimgeours zorngerötetes Gesicht nicht entgangen sein konnte.

»In der Tat.« Scrimgeour steckte den Laptop ein.

Kublicki erhob sich. »Dann bleibt mir nur noch, Sie an die Vereinbarung zu erinnern. Die Informationen dürfen nicht vor einem offiziellen Gericht verwendet werden.«

»Ihre Organisation hat mein Geld und mein Wort, Mister Kublicki«, erklärte Scrimgeour so fest, als schwöre er einen Treueeid auf die britische Verfassung. Er hatte

nicht das geringste Interesse, die Sache an die große Glocke zu hängen. Vielmehr gedachte er, persönlich Rache zu nehmen. Direkt in Rom.

ABGRUND



1.

Die Luft war kühl und klar, als Schwester Catherine Bell nach einer Nacht mit schweren Träumen den prachtvollen Eingang zur Villa Borghese am Piazzale Flaminio als Ausgangspunkt für ihre morgendliche Joggingrunde wählte – ein Privileg der modernen Welt, das Ordensfrauen in früheren Zeiten so nicht zugestanden hatte. Ein Mitarbeiter aus dem Vatikanischen Archiv, der sie bei den Recherchen für ihr aktuelles Buch unterstützte, hatte ihr den Park zum Laufen empfohlen. So früh am Morgen wirkte er tatsächlich wie ein antikes Fabelland. Er gab Catherine sogar das Gefühl, ein klein wenig heimisch in Rom zu sein. Und er schien ein gutes Heilmittel gegen die wiederkehrenden Angstträume zu sein, die teils aus ihrer Kindheit, teils aus ihrer jüngsten Vergangenheit stammten.

Die Ermordung ihres Mentors und väterlichen Freundes Pater Darius gehörte zu diesen Alpträumen dazu. Nach seinem Tod war sie nicht in ihren Orden nach Chicago zurückgekehrt, sondern in Rom geblieben. Nun arbeitete sie an einem Buch über die Wahrheiten und Irrtümer der Inquisition. Ihre fortschrittlichen, kirchenkritischen Texte hatten sie populär gemacht, sie vor einem Jahr aber auch vor die Gerichtshöfe der Glaubenskongregation zitiert, der modernen Inquisition, wo sie am Ende ihrem Erzfeind Marc Kardinal Cibon gegenübergestanden hatte. Dann war Darius ermordet worden, und wie sich he-

rausstellte, war er nicht das einzige Opfer gewesen. Die unbekanntes Täter hatten sogar den Papst bedroht, der nicht wenigen Klerikern in Rom viel zu modern eingestellt war. Und so waren Catherine und Ciban – der gestrenge Präfekt der Glaubenskongregation und die rebellische Nonne – gezwungen gewesen, den Kampf gemeinsam auszufechten. Ihr Sieg über das Böse hatte Catherine schließlich ihren Nebenjob beschert. Inoffiziell arbeitete sie nun als Beraterin des Heiligen Vaters und manchmal auch für Kardinal Ciban. Vornehmlich ging es dabei um das geplante Dritte Vatikanische Konzil, einen Kongress, der die Kirche modernisieren und für die Erfordernisse des einundzwanzigsten Jahrhunderts fit machen sollte.

Catherine musste unwillkürlich schmunzeln. Wie sehr Pater Darius die Ironie dieser ganzen Geschichte gefallen hätte. Die revolutionäre, bis vor einem Jahr von der Inquisition verfolgte Ordensfrau, die nun an den Reformplänen der Kirche mitarbeitete!

Ach, wie sehr sie ihren alten Lehrer vermisste, der seit ihrem zehnten Lebensjahr ihr Ziehvater im Katholischen Institut für medial Hochbegabte gewesen war.

Als sie den Äskulaptempel auf einer kleinen Insel im See passierte, erhöhte sie das Tempo. Ihr Atemrhythmus passte sich der Laufgeschwindigkeit mühelos an – ein Indiz dafür, dass sich ihr Fitnessprogramm auszahlte. Jedenfalls fühlte sie sich nicht mehr wie ein kurzatmiges, aufgeblähtes Huhn, dem ein paar Treppenstufen schon zu schaffen machten.

Ihre Gedanken kehrten zu Darius und zum KIMH zurück. In einer der Unterrichtsstunden hatte er einmal zu ihr gesagt: »Du wirst irgendwann entdecken, dass die Macht der Gedanken die größte Macht überhaupt

ist, Catherine. Alles um uns herum ist in permanenter Schwingung. Jedes Bewusstsein, das du berührst, selbst jeder scheinbar leere Raum, den du betrittst, alles ist immer und überall voller Bedeutung.«

Catherine hatte sich damals als Halbwüchsige in dem leeren Meditationsraum umgesehen. Keine Möbel, keine Bilder, weiß gestrichene Wände. Nichts, worauf sie den Blick hätte lenken können, abgesehen von den Strohmatten, auf denen sie gesessen hatten. Wo sollte in diesem Raum die Bedeutung sein?

Darius hatte so getan, als ob er ihre Verwirrung gar nicht bemerkte, und war einfach mit seinen Ausführungen fortgefahren: »Die Identität eines jeden Menschen wird von seiner Selbstwahrnehmung geprägt. Wenn dich deine Gabe, dein Instinkt alarmiert, dann vertraue dieser Warnung. Und wenn dein Instinkt dich zu einem bestimmten Menschen hinzieht, so vertraue auch diesem Gefühl. Jenseits der Materie ist der Geist eine mächtige Kraft. Du wirst schon noch sehen, wie allein der Gedanke unsere gesamte Realität erschafft. Die Dinge sind viel enger miteinander verwoben, als es scheint.«

Genau das hatte Catherine vor einem Jahr hautnah miterleben dürfen. Seit der Mordserie an den Ordensgeistlichen und den Anschlägen auf den Papst war nichts mehr so wie früher. So vieles hatte sich verändert. Manches zum Guten, manches zum Schlechten. Niemand war unberührt durch diese ganze Geschichte gegangen. Der Papst nicht. Sie nicht. Nicht einmal Kardinal Ciban.

Das alles war schrecklich verwirrend. Ihr Instinkt warnte sie vor Ciban. Doch derselbe Instinkt, der diese Warnung aussprach, sagte ihr auch, dass sie diesem Mann vertrauen durfte. Und um das Ganze noch kom-

plizierter zu machen, war Ciban ihr alles andere als gleichgültig. Verrückterweise war der Funke schon damals während der Mordermittlungen auf sie übergesprungen, als sie Cibans beeindruckendes Büro hatte betreten müssen. An jenem Tag hatte sie zum ersten Mal hinter die kühle Fassade des imposanten Großinquisitors geblickt und dabei einen winzigen Hauch von dem Menschen Marc Ciban kennengelernt. Dennoch blieb dieser Mann für sie ein Mysterium. Sein beinahe britischer Sinn für Humor ebenso wie sein ausgezeichnete Sinn für Ästhetik oder seine energische Härte, wenn es um Fragen der Kirche ging. Manchmal spürte Catherine in seiner Gegenwart eine gewisse Gefährlichkeit, dann wiederum fühlte sie sich in seiner Nähe wohl und sicher. Was also war hier richtig und was falsch?

»Denken Sie weniger in den Kategorien Schwarz und Weiß, Schwester«, hatte Ciban erst kürzlich mit gnädig wohlwollendem Spott gemeint und sich damit auf ihr neuestes Werk über das verborgene Männliche und Weibliche im Selbst bezogen. »Ich darf Sie darauf hinweisen, dass die Welt weder schwarz noch weiß ist. Gerade Sie sollten das wissen.«

Catherine hatte dem hochgewachsenen silberhaarigen Mann mit den markanten Gesichtszügen ein joviales Lächeln geschenkt, aber tief im Innern hatte sie sich geärgert. Nicht wegen der Äußerung an sich, die war durchaus legitim, sondern wegen der unterschwelligem Arroganz, mit der Ciban diese Worte an sie gerichtet hatte.

»Mir war nicht bewusst, dass Sie sich so gut mit der Personifikation des Weiblichen im Manne auskennen, Eminenz.«

Ohne eine Miene zu verziehen hatte er geantwortet:

»Wie sonst sollte ich diese scheinbar widersprüchlichen Dispositionen in mir zum Ausgleich bringen? Wissen Sie, Catherine, ich hätte von Ihnen in Ihrem neuesten Werk mehr Fairness erwartet.«

Moment mal! Hatte Ciban sie etwa gerade als Chauvinistin bezeichnet? Catherine hatte innerlich geschluckt und zu einer Antwort ansetzen wollen, als die Tür des Aufzugs zu den päpstlichen Privaträumen aufgegangen war. Kein Geringerer als Papst Leo persönlich hatte plötzlich in seiner weißen Soutane vor ihnen gestanden, und das kaum wahrnehmbare, freche Aufblitzen in Cibans Augen hatte ihr klar gemacht, dass das Timing alles andere als ein Zufall war.

In dem anschließenden Gespräch war es um das ultrakonservative Opus Dei und das progressive Lux Domini gegangen, zwei geheimbündlerische Orden, die sich wie Feuer und Wasser, wie Mittelalter und Neuzeit gegenüberstanden und deren Gefechte aufgrund des von Papst Leo geplanten Konzils erheblich zugenommen hatten.

Catherine war aufgrund ihrer medialen Gabe bis vor wenigen Jahren selbst ein Mitglied des Lux gewesen – wenn auch höchst unfreiwillig. Nach langem Hin und Her mit dem Leiter des Lux, Stefano Kardinal Gasperetti, war es Darius schließlich gelungen, sie von dieser Verpflichtung zu entbinden. Doch nun, nach Darius' Tod, streckte der Orden erneut seine Fühler nach der hochbegabten Ordensfrau aus. Catherine hatte Kardinal Gasperettis Angebote wieder und wieder abgelehnt. Als der alte Kardinal nicht nachgeben wollte, hatte sie die Anfragen schlicht ignoriert. Was nicht ungefährlich war.

Sowohl das Lux Domini als auch das Opus Dei hatten Mitglieder in den höchsten Kleriker- sowie Laienkreisen, doch aus dem Lux Domini war in den achtziger

Jahren das Katholische Institut für medial Hochbegabte hervorgegangen, was dem Opus Dei in vielerlei Hinsicht erhebliche Nachteile eingebracht hatte. Beide Orden warben hinter den Kulissen mit Nachdruck für jene Mitglieder, die sie für ihre Angelegenheiten ins Auge gefasst hatten.

Als wären zwei derart verfeindete Orden in Rom nicht schon genug, tuschelte man hinter vatikanischen Mauern noch von einer dritten Macht, welche die beiden Orden geschickt gegeneinander ausspielte. Durch listige Manipulation waren die Köpfe einiger hochrangiger Kleriker gerollt, die nun fernab von der Macht und dem Einfluss Roms ihren Dienst an der Menschheit taten. Wer oder was auch immer diese dritte Macht war, sie schien über die geheimen Mitgliederlisten und die Netzwerke der beiden Orden bestens informiert zu sein.

Catherine hatte sich schon mal bei der Frage ertappt, ob Kardinal Cibán womöglich dahintersteckte. Nur zu gut erinnerte sie sich an das, was sie über seine Rolle im letzten Konklave gehört hatte. Waren dem hochgewachsenen silberhaarigen Kardinal einige seiner Kollegen etwa zu mächtig geworden?

Soweit Catherine wusste, unterstand das Lux Domini als Konkurrent der Jesuiten und als Hüter der medialen Geheimnisse der Kirche Cibáns Glaubenskongregation. Der Kardinal hatte also durchaus ein Motiv, die Machtposition des Opus Dei zu schwächen und zugleich die des Lux zu stärken, auch wenn er selbst – wie der derzeitige Leiter des Lux, Kardinal Gasperetti – eher ein konservativer Mann war. Catherine hielt es sogar für möglich, dass Kardinal Cibán selbst ein Geschöpf des KIMH war.

Sie machte ein paar Dehnübungen und lief danach weiter, während sie über Cibán als diese dritte Macht

nachdachte. Schließlich passierte sie den Äskulaptempel erneut und kehrte zu ihrem Ausgangspunkt zurück.

Als sie den Parkeingang am Piazzale Flaminio erreichte, parkte dort eine schwarze Limousine mit getönten Scheiben und römischem Kennzeichen direkt neben ihrem kleinen weißen Fiat. Es schien kein Wagen des Vatikans zu sein.

Die Tür der Limousine ging auf der Fahrerseite auf. Ein junger dunkelhaariger Mann im schwarzen Anzug trat auf sie zu und bat sie, im Fond Platz zu nehmen, weil sein Vorgesetzter mit ihr sprechen wolle.

Catherine dachte nicht daran, der Aufforderung nachzukommen, doch dann vernahm sie Kardinal Gasperettis dünne, kratzige Raucherstimme, und ihr wurde fast körperlich schlecht.

»Guten Morgen, Schwester«, sagte der Chef des Lux.
»Wir haben uns lange nicht mehr gesehen. Bitte gewähren Sie einem alten Knaben wie mir doch die Gnade Ihrer Gesellschaft.«

Catherine hatte schon lange nicht mehr ein solch tiefes Unbehagen in der Magengegend gespürt.

2.

Das Zanolla-Institut war ein Ort ohne Wärme. Fenster gab es keine, dafür aber zahlreiche verriegelte Stahltüren und Wände, die so grau waren, dass die weißen Laborkittel der Wissenschaftler dagegen hervorstachen, wie es strahlende Wolken vor einem düsteren Himmel tun würden. Bisher hatte David solche Wolken jedoch nur in einigen zensierten Fernsehdokumentationen gesehen.

Früher, als David noch klein war, hatte er geglaubt, die Treppen, Korridore und Räume des Instituts seien die ganze Welt. Doch inzwischen, mit elf Jahren, wusste er, dass eine viel größere Welt das Institut umspannte.

Es gab riesige Meere und Kontinente, Länder und Städte, in denen Milliarden von Menschen lebten. Menschen wie er. Und über dieser großen Welt gab es noch etwas viel Größeres. Eine ewige schwarze Nacht, von Sternen durchsät, das All. David fragte sich, wie man sich in einer solch großen Welt zurechtfinden konnte. Ob die Menschen dort draußen Angst hatten?

David hatte Angst, jede Stunde, jeden Tag, denn das Institut war ein Ort, an dem es nur selten ein Lachen und noch seltener ein Gefühl von Wärme gab. Dennoch hatte er Glück. Er gehörte zu den wenigen Projekten im Institut, die einen echten Freund besaßen. Aaren hieß seine Freundin, und Aaren hatte während einer der Unterrichtspausen gesagt, dass die Leute dort draußen nicht so waren wie er oder sie oder einer der anderen Menschen, die das Institut nie verließen. Natürlich hatte

Aaren ihm nicht sagen können, *wie* anders die Leute dort draußen waren, aber eines stand fest: Sie waren an das Leben in der großen, weiten Welt angepasst, ebenso wie Aaren und er an das Leben hier im Institut angepasst waren.

David atmete tief durch und blickte sich in seiner kargen Welt um. Ein Schrank, ein Bett, ein Stuhl, ein kleiner Tisch, ein überquellendes Bücherregal mit unterhaltsamer und lehrreicher Literatur aus allen möglichen Bereichen, von Naturwissenschaft bis Religion. Comics von Walt Disney ruhten einträchtig neben Bertrand Russels *ABC der Relativitätstheorie*, Stephen Hawkings *Universum in der Nussschale* oder der *Göttlichen Komödie* von Dante Alighieri. In einer Ecke standen ein Zeichenbrett und eine Staffelei. An den sonst nackten Wänden hingen einige Bleistiftzeichnungen und die Ölbilder, die er wie im Fieberwahn nach den Sitzungen malte, um seine Seele zu befreien. Das war alles, was ihn umgab. Seit er denken konnte, waren diese Bilder seine Zuflucht, war diese Zelle sein Zuhause.

Auch Aaren lebte innerhalb des Instituts. Ihre Zelle lag in einem anderen Korridor, einer Ebene über jener, in der sich Davids Zimmer befand. Aaren lebte bei den Älteren, zu denen auch jene Projekte zählten, an denen die Wissenschaftler längst jedes Interesse verloren hatten. Gerüchten zufolge war das älteste Projekt siebenundzwanzig Jahre alt, doch weder Aaren noch er noch irgendjemand anders hatten es je gesehen.

Aaren und David gehörten zur höchsten Kategorie, was bedeutete, dass Doktor Zanolla ihre Fähigkeiten noch lange nicht ausgelotet hatte. Im Fall von David war das normal, schließlich war er erst elf und damit noch lange nicht erforscht, aber Aaren war mit ihren vierzehn

Jahren durchaus etwas Besonderes. Ihre Fähigkeiten hatten sich in der Pubertät noch verstärkt, und auch einige neue waren hinzugekommen. Aaren und er waren die größten Rätsel des Doktors.

»Solange du funktionierst, solange du ihre Neugierde wecken kannst, bist du sicher«, hatte Aaren einmal gesagt. »Gib also niemals zu viel von dir preis.«

David hatte genickt, aber nichts darauf erwidern können, denn der Doktor, die treibende Kraft des Instituts, hatte den Freizeitbereich betreten und Aaren für eine weitere Testreihe in der untersten Ebene abgeholt. Das war jetzt drei Tage her. Seitdem hatte er Aaren nicht mehr gesehen. Er hatte schon einige Male erlebt, dass seine Freundin für ein paar Tage verschwunden war, aber diesmal hatte er dabei ein seltsames Gefühl, fast als spürte er, dass es ihr nicht besonders gut ging.

Erst ein einziges Mal war David in der untersten Ebene des Laborbereichs gewesen, in jenen Tunneln, in denen es weder eine simulierte Nacht noch einen simulierten Tag gab, nur rotes, gedämpftes Licht und in jeder Tür ein Kontrollfenster. Das Herz hatte ihm bis zum Hals geschlagen, so laut gepocht, dass Ambrose, der Aufseher, und der Doktor es eigentlich hätten wahrnehmen müssen. Aber sie hatten es nicht gehört, sie bemerkten die Angst der Projekte nie.

Bis heute hatte David nicht die geringste Ahnung, was sie dort unten mit ihm gemacht hatten. Ambrose hatte ihn auf seine kühle, unbeteiligte Art auf eine Liege geschnallt, während der Doktor an der gegenüberliegenden Wand an irgendwelchen Geräten herumhantiert hatte. Kurz darauf war die Liege in eine weiße Röhre hineingefahren, in einen umgebauten Kernspintomografen. In dem milden, warmen Licht war David einfach

eingeschlafen und erst zwei Tage später wieder aufgewacht.

Es mochte gut sein, dass Aaren in der weißen Röhre war, dass sie schlief oder dass sie wach war und Angst hatte.

David hatte Angst um Aaren.

Das elektronische Türschloss summte, und er schreckte hoch, als hätte man ihn bei seinen Gedanken ertappt. Die Tür ging nach außen auf, und ein grünes Licht flammte über ihr auf. Ambrose erschien im Durchgang, in seinem langen grauen Aufseherkittel, fast unsichtbar gegen das Grau der Wand, groß und dürr, als hätte man einen Windhund in einen Menschen verwandelt. Sein hageres Profil spiegelte sich leicht verzerrt im Sichtfenster. Vielleicht würde der Aufseher in zwanzig Jahren genau so aussehen.

»Doktor Zanolla hat eine Aufgabe für dich«, sagte Ambrose, ohne die Zelle zu betreten. Sein Blick fiel auf das Bild auf der Staffelei. Es zeigte ein menschenähnliches, versteinertes Monster voll dunkler Energie.

»Eine Aufgabe? Kein Test diesmal?«, fragte David und blickte in dunkle, nicht sonderlich intelligent erscheinende Augen. Aber der Eindruck trog. Aaren hatte ihm anvertraut, dass Ambrose sehr viel mehr begriff, als dem Doktor lieb sein konnte.

»Eine Aufgabe«, wiederholte Ambrose, während es schien, als nähme er kaum Notiz von David, dafür umso mehr von dem Monster.

David setzte seine getönte Brille auf, denn er wusste, dass vor allem seine hellen Augen den Aufseher irritierten. Mit diesen Augen sah David Dinge, die gewöhnlichen Menschen verborgen blieben, mit ihnen schuf er seine unheimlichen Bilder. Nach außen hin mochte der

große, dürre Ambrose in den Augen und Bildern Davids eine unheimliche Bedrohung sehen, doch in Wahrheit faszinierte ihn Davids Kunst. Vielleicht würde es David eines Tages gelingen, den Aufseher als Freund zu gewinnen. Aaren hatte einen guten Draht zu Ambrose.

Sie gingen durch die endlosen grauen Gänge, ohne die Ebene zu verlassen, und hielten schließlich vor der Tür, die zu den dreiundzwanzig Grad warmen Isolationskammern führte. In einem Gespräch hatte David einmal gehört, dass die meisten Menschen sich nicht einmal annähernd vorstellen konnten, dass es solche Kammern gab. Die Isolationskammern dienten dazu, störende Einflüsse aus der Außenwelt fernzuhalten und die Konzentration des menschlichen Geistes zu stärken. Es war, als betrete man einen Ort, aus dem man hinaus-, aber in den man nicht hineinschauen konnte. Nur die Projekte durften diese Kammern betreten, um deren Verunreinigung zu vermeiden.

Als David die Isolationskammer F3 betrat, vernahm er über die Sprechanlage die Stimme des Doktors. Der Wissenschaftler saß im angrenzenden Kontrollraum, von dem aus man alle drei F-Kammern gleichzeitig beobachten konnte, ohne selbst gesehen zu werden.

Doch David war Zanolla schon einige Male außerhalb der Kammer begegnet, daher konnte er vor seinem geistigen Auge fast sehen, wie der Doktor seine kleinen, wulstigen Hände über dem Bauch gefaltet hielt und ihn fixierte. Schon rein optisch war Zanolla das genaue Gegenteil von Ambrose. Er war klein und dick. Seine hervorquellenden, glasigen Augen hatten etwas Lauerndes, und seine Aura war ein einziges rotschwarz glühendes Zwielficht.

»Hallo, David. Wie geht es dir?« Er klang wie immer

freundlich. »Kommst du mit deinen Übungen gut voran?«

»Guten Tag, Doktor.« David versuchte, die Angst aus seiner Stimme herauszuhalten, während er sich vorstellte, wie der Doktor ihn durch die Wand musterte. »Es geht gut voran.«

»Das freut mich.« Ein wohlgefälliges Lächeln schwang in der Stimme des Doktors mit. »Ich brauche deine Hilfe, David.« Er war näher an das Mikrofon herangerückt. Seine Worte klangen nun intensiver. »Im Fach liegen drei Fotos für dich. Ich möchte, dass du dich auf sie konzentrierst.«

»Ja, Doktor.« David trat an die Wand, von der er wusste, dass man von der einen Seite hindurchsehen konnte. Er entnahm dem Ablagefach, das zwischen dem Kontroll- und dem Isolationsraum einer Rohrpost ähnlich hin- und hergefahren werden konnte, die Fotos. Dabei vermied er es tunlichst, die Wand anzustarren, hinter der sich der Doktor befand.

»Setz dich, mein Junge.«

David nahm auf dem einzigen Stuhl vor dem einzigen Tisch in der Kammer Platz und breitete die Fotos vor sich aus. Zwei Männer, eine Frau. Zwei seltsame Männer ... Sie trugen Kleider, die David im Institut noch nie zuvor gesehen hatte, wohl aber in Büchern, Dokumentationen und während früherer Isokammer-Sitzungen, von denen er Aaren berichtet hatte.

Das mittlere Bild zeigte einen kräftigen Mann mit rundem Gesicht, der ein langes weißes Gewand und ein Käppchen trug und sehr aufrichtig wirkte. Auf den beiden Aufnahmen rechts und links davon waren ein Mann und eine Frau zu sehen, die in irgendeiner Beziehung zu dem Mann in Weiß standen.

»Wer sind diese Männer und die Frau?«, fragte David in die Stille des Raums hinein.

»Genau das möchte ich gerne von dir erfahren, David«, antwortete der Doktor. »Wer sind diese Menschen? Was denken, was fühlen sie? Was sind ihre Ziele? – Erinnerst du dich noch an den Mann mit den Narben im Gesicht?«

»Ja.« David nickte und schluckte. Nur zu gut hatte er das Foto des narbengesichtigen Tiber-Mörders noch im Gedächtnis, das er vor einigen Monaten untersucht hatte. Es war äußerst unangenehm gewesen, dem Pfad dieses Mannes zu folgen.

»Dann weißt du ja, was du zu tun hast. Beginne mit dem Mann in Weiß. Was siehst du, wenn du sein Abbild betrachtest?«

Das Licht in der Kammer wurde gedämpft, als säße David inmitten von Kerzenschein. Er starrte auf die Bilder, bereit, in sie einzutauchen, und ohne im Geringsten zu ahnen, was ihn dort erwartete.

3.

Widerstrebend nahm Catherine in Kardinal Gasperettis Wagen Platz. Der Präfekt war ein kleiner, kräftiger Mann, dessen Äußeres, abgesehen von der Hornbrille, überraschend an Agatha Christies Romanfigur Hercule Poirot erinnerte. Seit sieben Jahren leitete er den geheimsten Zweig der Kirche, das Lux Domini, und gehörte damit gewissermaßen zum verlängerten Arm der Glaubenskongregation. Selbst als Catherine als Abkömmling des KIMH noch Mitglied des Ordens gewesen war, hatte sie die verworrene Anatomie des Lux Domini nie wirklich durchschaut. Eines wusste sie jedoch genau: Darius hatte dafür gesorgt, dass sie das Lux hatte verlassen können, und Gasperetti hatte mit allen Mitteln versucht, dies zu verhindern.

Catherine hoffte inständig, dass Gasperetti weder ihr Unbehagen noch ihre Antipathie bemerkte. »Ich dachte, wir hätten einander alles gesagt«, erklärte sie. Der Kardinal musste sich während der Fahrt eine seiner starken französischen Zigaretten angesteckt haben. Der kalte Rauch lag noch in der Luft und reizte ihre Lungen.

»Es erfüllt mich schon ein wenig mit Unruhe, neben einer Frau mit Ihrer Gabe zu sitzen«, sagte Gasperetti mit einem dünnen Lächeln auf den Lippen. »Aber wie wir beide wissen, hat alles seinen Preis.« Er machte eine kurze Pause. »Wie soll es nun weitergehen? Ihr Mentor ist seit über einem Jahr tot, und Sie haben noch immer nicht auf mein Angebot reagiert.«

»Ist Ignorieren nicht auch eine Reaktion, Eminenz?«

Gasperetti seufzte. Dann nahm er die Brille ab und beugte sich so weit zu ihr herüber, dass sie seinen Zigarettenatem wahrnehmen konnte.

»Was ist im letzten Jahr tatsächlich geschehen? Erst die unerklärliche Erkrankung Seiner Heiligkeit. Dann die Morde an etlichen Geistlichen. Was hatten Pater Darius, Kardinal Ciban, Kardinal Benelli und Sie damit zu tun?«

Catherine fasste all ihren Mut zusammen. Sie hatte Ciban schon mehrmals die Stirn geboten, sogar während jener Anhörung, in der es um ihr Werk gegangen war. Sie würde Gasperetti auf gar keinen Fall von den Hintergründen berichten. Weder davon, wie Kardinal Benelli ihr in der Ciban-Villa offenbart hatte, dass Darius ermordet worden war, noch dass es mehrere Anschläge auf den Papst gegeben hatte und nur sie allein den Heiligen Vater mit ihrer Gabe würde retten können. Niemals würde sie Gasperetti in das unfassbare Geheimnis um den Papst einweihen, in jenes Bündnis, das zwischen der Menschheit und der Apokalypse stand.

Sie blickte dem Kardinal in die Augen, wobei ihr das Herz fast bis zum Hals schlug. »Sagen wir einfach, eine Macht, die der Finsternis nicht das Feld überlassen will, hat dem Morden ein Ende bereitet.«

Gasperetti nahm ihre ausweichende Antwort überraschend gelassen hin. »Die Sache mit Darius tut mir leid«, sagte er schließlich. »Sie können mir glauben, ich hatte mit seinem Tod nicht das Geringste zu tun.«

»Ich weiß, Eminenz. Dennoch werde ich nicht zum Lux zurückkehren. Ich bin kein Mitglied mehr. Weder offiziell noch inoffiziell.«

Darius hatte nicht nur dafür gesorgt, dass sie das Lux hatte verlassen können, er hatte sie auch vor dem Ver-

gessen bewahrt, obwohl Gasperetti darauf bestanden hatte. Die erzwungene partielle Amnesie hätte unter anderem ihre Gabe eliminieren sollen. Ein solcher Eingriff, immerhin eine neurochirurgische Operation, konnte schlimme Folgen haben. Normalerweise war das der Tribut, den man bezahlte, wenn man das Lux Domini verließ.

»Sie können es nicht wissen, Schwester«, erklärte Gasperetti, als spräche er zu einem Freund. »Aber Ihre Freiheit hatte einen hohen Preis, und Ihr toter Mentor ist nicht mehr in der Lage, diesen als Mitglied des Lux zu entrichten. In gewisser Weise erben Sie nun diese Last.«

Catherine fuhr der Schreck durch alle Glieder, aber es gelang ihr, dem Blick des Kardinals nicht auszuweichen. »Ich bin den Ambitionen gewisser Geistlicher gegenüber nicht blind, Eminenz.«

»Ich bitte Sie, Schwester, ich arbeite doch nicht für den Teufel.« Als Catherine nicht antwortete, fügte Gasperetti hinzu: »Aber es wird der Tag kommen, an dem ich Sie um einen Gefallen als Gegenleistung für Ihre Freiheit bitten muss. Und ich hoffe, Sie sind dann – in unser aller Interesse – kooperativ.«

»Wenn es so weit ist, werden wir sehen, Eminenz.«

»Wenn es so weit ist, werden wir gezwungen sein, unverzüglich zu handeln«, sagte Gasperetti ernst. Fürs Erste schien er dennoch mit dem Ergebnis des Treffens zufrieden zu sein. »Bitte verzeihen Sie mir meinen Auftritt, Schwester. Leider haben Sie mir keine andere Wahl gelassen. Ich wünsche Ihnen noch einen schönen Tag.«

Der alte Kardinal gab dem Fahrer ein Zeichen, und dieser öffnete Catherine die Tür. Der frische Wind

schlug ihr wie ein nasskaltes Handtuch ins Gesicht. Als die schwarze Limousine sich gemächlich in Bewegung setzte, konzentrierte Catherine sich darauf, ihr nicht wie hypnotisiert nachzustarren.

4.

»Konzentriere dich«, sagte der Doktor.

David starrte auf die Fotos. Fast hörte er, wie der kleine, dicke Wissenschaftler auf der anderen Seite der Wand den Atem anhielt.

David konzentrierte sich zunächst auf das Foto mit dem weiß gekleideten Mann, das heißt, eigentlich entspannte er sich dabei. Mit neun Jahren hatte er bei einer Testreihe festgestellt, dass Fotos für ihn mehr waren als bloße Abbilder. Wenn er sie lange genug betrachtete, wenn er sie lange genug auf sich wirken ließ, erzählten sie ihm eine Geschichte. Diese begann meist in der Gegenwart und deutete in die Zukunft.

David blickte auf das Foto mit dem alten Mann mit dem weißen Käppchen, als spähte er aufs Meer hinaus und suchte am Horizont nach einem Orientierungspunkt. Und dann, nach einigen Minuten, geschah, was er selbst nicht verstand und der Doktor niemals begreifen würde. Das Abbild des alten Mannes begann lebendig zu werden, begann zu erzählen, von Dingen, die nicht vergessen werden konnten, ganz gleich ob sie bereits geschehen waren oder noch geschehen würden. David betrat das Bild, als wäre er hineingestoßen worden, als wäre er eine Stufe hinabgestolpert, die er zuvor nicht gesehen hatte. Nun stand er in dieser Welt, in diesem seltsamen Zimmer, das durch die Anwesenheit des Greises um einiges größer erschien als die gesamte Welt dort draußen.

Ein Kreuz hing über der Tür gegenüber dem Bett, in

dem der alte Mann mit dem Käppchen lag. Er war um Jahre älter als auf der Fotografie. Seine Haut war blass, obwohl er in einem Land voller Sonne lebte, und sie war von Falten zerfurcht, auch weil er noch vor wenigen Jahren erheblich beleibter gewesen war als jetzt. Mit weit über achtzig war er geistig noch immer vital, nur sein Körper bereitete ihm trotz der schmerzlindernden Wirkung zahlreicher Medikamente von Tag zu Tag immer mehr Pein. Zu dieser frühen Stunde hatte der alte Mann gerade über den Tod nachgedacht und sich gefragt, wie er ihn wohl erleben würde. Schnell und bis zum Ende bei vollem Bewusstsein? Oder langsam und bar jeden Verstandes?

Der Mann schlug die Decke zurück, schob die dünnen Beine mühsam über die hohe Bettkante und stand langsam auf. Das Zimmer war größer als Davids Zelle, quadratisch und mit einer hohen Decke. Der Greis wirkte darin wie ein Kind in einem zugemauerten Laufstall. Er schaltete den elektronischen Wecker auf stumm, der auf dem Nachttisch zwischen den Medizindöschen und einem dicken, in Leder gebundenen Buch stand.

David kannte das Buch. Es war das Buch der Bücher. Die Bibel. Die Heilige Schrift. Er hatte es im Institut unter Anleitung eines Lehrers von der ersten bis zur letzten Seite gelesen.

Der alte Mann schlüpfte in seine Pantoffeln und schlurfte zum Fenster, dicht an David vorbei. Sein dünnes weißes Haar war ohne jede Kraft. Dicke Adern traten auf den schmalen Handrücken hervor. Sein Rücken war schwer gebeugt. Erstaunlicherweise wirkten die Augen nicht alt, sondern waren strahlend blau.

Der Mann trat hinter die Vorhänge ans Fenster und blickte über einen riesigen Platz in die Ferne. David, der

die Welt teils durch seine Augen sah, hielt den Atem an. Die Sonne ging gerade auf und erhellte einen großen, runden Platz mit unzähligen Säulen und Statuen. In der Mitte stand ein hoher, schlanker und spitzer Stein. Dann war da noch ein riesiger Brunnen, dessen Fontänen hoch aufstiegen. In der Ferne erkannte David unzählige Turmspitzen und glänzende Kuppeln in der Sonne und Straßen, die in alle Himmelsrichtungen führten. Der alte Mann blickte hinaus und dachte über sein Leben nach. In dem Moment wurde David über das Bewusstsein des Greises endgültig klar, dass er nicht in die Gegenwart, sondern in eine mögliche Zukunft blickte. Dass die Gedanken des Mannes seine Gedanken waren.

Sieben Pontifikatsjahre! Sie hatten ihn als Übergangspapst gewählt, und er hatte sie alle überlebt und übertrumpft. Und dennoch schien die Institution, der er vorstand, dem Abgrund so nah wie nie zuvor.

Der Alte seufzte. War es seine Schuld?

Sicher, zum Teil. Er hatte sich weder gegen die Kurie noch gegen die dunklen Strömungen innerhalb der Kirche wirklich durchgesetzt. Dann waren da noch über eine Milliarde Katholiken, überall auf der Welt, die rein theoretisch seinen Glauben teilten, nur leider hatte er das ernüchternde Gefühl, keinen Einzigen von ihnen wirklich erreicht zu haben. Er hatte das Gefühl, versagt zu haben. Auf eine andere Art als sein Vorgänger zwar, aber er hatte, trotz all der Siege, versagt. Der Mann holte tief Luft und seufzte.

Seine Zeit war um. Sein Testament war geschrieben, alle persönlichen Aufzeichnungen und Briefe waren vernichtet. Mehr konnte er nicht tun. Er war zu schwach, um noch irgendetwas zu bewegen. Die Geschichte und Gegenwart der Kirche waren einfach zu groß für eine

Lebensspanne, erst recht für ein Pontifikat. Sein Nachfolger würde das Ruder in die Hand nehmen und gegen das Dunkle in der Kirche antreten müssen.

Bei dieser Überlegung wanderten die Gedanken des alten Mannes zu den beiden Personen, deren Fotos ebenfalls vor David auf dem Tisch in der Isolationskammer lagen. Darauf waren ein Mann in schwarzem Gewand mit rotem Saum und silbergrauem Haar und eine blonde Frau in einem schlichten schwarzen Kostüm zu sehen, das an ein Ordensgewand erinnerte. David spürte, dass zwischen dem Mann und der Frau eine ganz besondere Beziehung bestand. Der alte Mann in Weiß, der offenbar der Papst war, wusste davon, denn die beiden jüngeren Menschen standen ihm sehr nah.

David verstand nicht genau, was ein Papst war, aber er begriff über das Bewusstsein des Greises, dass der Papst eine sehr wichtige Person war. Eine Person, der eine ganze Welt unterstand. Möglicherweise die gesamte Welt dort draußen. David fragte sich, was Doktor Zanolla mit dem mächtigen alten Mann zu tun hatte, während er beobachtete, wie sich dessen Gedanken plötzlich mehr auf den Mann konzentrierten. Ohne das Foto des Greises zu verlassen, tauchte David in das Foto des Mannes in dem schwarzen, rotgesäumten Gewand ein. Das Bild des Alten, ebenso seine Gedanken und Gefühle, verblassten und traten wie eine unscharfe Aufnahme in den Hintergrund.

Straßenlärm durchdrang nun Davids Sinne, gedämpft durch dicke Wände. Jetzt befand er sich nur wenige hundert Meter entfernt in einem anderen Gebäude, in einem Büro ähnlich dem des Doktors, nur dass es viel wohnlicher war. David wusste nicht wie, aber er war über das zweite Bild in der Zeit ein Stück zurückgegangen.

Der Mann in dem schwarzen Gewand hatte dichtes silbergraues Haar und helle, durchdringende Augen. Er saß vor einem Computer und studierte die Daten auf dem Bildschirm. Über dem Schreibtisch hing ein ähnliches Kruzifix wie im Zimmer des Papstes. Mit gerunzelter Stirn las er eine E-Mail, und er wirkte dabei zutiefst besorgt. Obwohl der Mann auf David sympathisch wirkte, umgab ihn eine düstere Aura, eine Dunkelheit, die noch größer war als die des Tiber-Mörders. Das machte ihm Angst.

Zögernd trat David hinter den Mann, um herauszufinden, was ihn so in Sorge versetzte. Doch der Text war bereits zu weit heruntergescrollt, daher bekam David nur noch die Schlusszeilen zu Gesicht:

*... die Kirche hat auch überlebt, weil die Menschen schnell vergessen, mein Freund. Doch diesmal ist sie einen Schritt zu weit gegangen. Die Zeit arbeitet gegen uns! Wie Sie wissen, bleibt mir nicht mehr viel Zeit. Ich erwarte Sie und C. daher in meinem privaten Archiv. Ich will Ihnen etwas zeigen, das Ihnen helfen wird, die richtige Entscheidung zu treffen.
Möge Gott mit Ihnen sein.
In Christus
Ihr E.*

David verstand die Botschaft nicht, aber er spürte, dass sie nichts Gutes verhieß, dass sie Feuer und Blut bringen würde. Schließlich wusste er von der Verbindung zu dem Greis und schloss daraus, dass es sich bei dem anonymen Absender um keinen Geringeren handelte als um den Papst selbst, um Leo XIV.

Der silberhaarige Mann, in dessen Foto David über